

»Raumdiakonie«: Hybridräume als »neue Mitte« in einer weltanschaulich pluralen Gesellschaft

Kirchenräume haben eine vielfältige Funktion. Sie sind zur Verkündigung geschaffen und bieten zugleich Ort für diakonisches Handeln. Auch, wenn die Funktion jenseits der Liturgie im 19. Jahrhundert in den Hintergrund gedrängt wurde, ist sie ihnen bis heute implizit. Wie dies in den Kirchenräumen Ausdruck finden kann und welche Kommunikationsräume dadurch eröffnet werden, skizziert Dr. Albert Gerhards, Prof. em. der Liturgiewissenschaft in seinem Beitrag.

Die Diakonie oder Caritas als institutionalisierte Grunddimensionen kirchlichen Handelns werden kaum mit der Liturgie in Verbindung gebracht, obwohl nach katholischem Verständnis die Diakonie neben Martyrie und Liturgie zu den Grundvollzügen der Kirche gehört. Dementsprechend schreibt man dem Kirchenraum zwar durchaus eine katechetische, aber kaum eine diakonische Dimension zu. Wenn man die Geschichte des Kirchenbaus betrachtet, zeigt sich jedoch, dass dies nicht immer der Fall war. Annexräume wie die Pastophorien (Speisekammern) antiker Sakralbauten verweisen auf den ursprünglichen Zusammenhang von Gottesdienst und Armenfürsorge. Im Mittelalter und in der frühen Neuzeit dienten Kirchenräume vielfältigen Formen von Versammlung und standen in enger Beziehung zu Spitälern und Hospizen. Spätestens seit dem 19. Jh. wurden die Kirchengebäude samt ihren Nebenräumen jedoch fast ausschließlich für den Gottesdienst und Praktiken der Privatreligiosität reserviert. Dies betrifft allerdings nur deren explizite diakonische Dimension. Implizit haben Kirchen wohl immer eine diakonische Funktion ausgeübt, so sie denn für die Öffentlichkeit zugänglich waren. Diese Unterscheidung habe ich in die Diskssion gebracht, um der exkludierenden Alternative liturgisch oder diakonisch etwas entgegenzusetzen: »Kirchengebäude und Kirchenraum erfüllen eine implizit diakonische Funktion, indem sie im Außenraum der Stadt bzw. des Dorfes Raummarken des Transzendenten bilden und zugleich Identifikationsorte auch für nicht zur Kirche Gehörige

sind. Als (offen stehende) Innenräume stellen sie Ruhezonen zur Selbstbesinnung und seelischen Erholung dar. Zugleich halten sie als ›Stein gewordene

Wenn Kirchenräume aus unterschiedlichem Grund temporär leergeräumt werden, zeigen sie in der Regel ungeahnte Qualitäten. Sie können zu kreativen Aktionen inspirieren.

Predigt‹ den Anspruch eines christlichen Humanismus in einem weltanschaulich pluralen oder indifferenten Umfeld offen. Die Frage einer Erweiterung des Nutzungsspektrums für explizit diakonische Aufgaben wird zurzeit an vielen Orten diskutiert. Für eine sachgemäße Auseinandersetzung ist festzuhalten, dass eine kontrollierte Öffnung für andere Nutzungen einerseits zwar dem diakonischen Auftrag der Kirche an der Gesellschaft dienen kann, dass andererseits der Kirchenraum dieser explizit

diakonischen Dimension aber nur gerecht werden kann, wenn er seine Identität als Sakralraum nicht verliert.«¹

Das bedeutet zweifellos nicht nur eine Veränderung des Raums, sondern einen Transformationsprozess der christlichen Gemeinde selbst.

Ein erster Schritt: Leerräumen - Kirche als Freiraum

In der Zeit der Corona-Pandemie konnten neben vielen negativen auch einige durchaus gewinnbringende Erfahrungen verbucht werden. Dazu gehört die geschärfte Wahrnehmung von Räumlichkeit, die sich etwa in größerer Achtsamkeit für Distanz und Nähe oder in der Wertschätzung von Weite äußert. Waren bis dahin zu groß gewordene Kirchen ein Problem, so begann man die weiten Räume zu schätzen, da sich die Gemeinde mit der gebotenen Distanz über den ganzen Kirchenraum verteilen ließ. Allerdings konnte dies das ernüchternde Bild leerer Bankreihen nicht übertünchen. Besser hatten es die Gemeinden, deren Kirchenräume aufgrund loser Bestuhlung eine auf die jeweiligen Erfordernisse und Bedürfnisse angepasste Sitzordnung ermöglichen. Trotz der vorgeschriebenen Abstände wurde hier die Distanz weniger trennend empfunden, da keine Bankbarrieren die Personen voneinander separierten.

Wenn Kirchenräume aus unterschiedlichem Grund temporär leergeräumt werden, zeigen sie in der Regel ungeahnte Qualitäten. Sie können zu kreativen Aktionen inspirieren, wie dies etwa im Zusammenhang von Großveranstaltungen im Kölner Dom der Fall war. Im Zuge von Restaurierungsmaßnahmen bietet

1 Albert Gerhards, »Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer« (Mt 9,13). Zur diakonischen Dimension des Kirchengebäudes, in: Benedikt Kranemann/Thomas Sternberg/Walter Zahner (Hg.), Die diakonale Dimension der Liturgie (QD 218), Freiburg i. Br. 2006, 246-260, hier 248. Vgl. dazu jetzt insgesamt: Kerstin Menzel/Alexander Deeg, (Hg.), Diakonische Kirchen(um)nutzung (Sakralraumtransformationen 2), Münster 2023.

sich oft die Möglichkeit, historische Räume ohne die spätere Zutat von Kirchenbänken als Bewegungsräume erfahrbar zu machen. Es sind in jedem Raum unterschiedliche Faktoren, die zu einer richtigen Entscheidungsfindung in einem Transformationsprozess führen. Dazu gehören das sozial räumliche Umfeld, die Akteure innerhalb der Gemeinde, weitere Interessentengruppen, die Besonderheit des Raums, seine architektonischen Qualitäten, Fragen des Denkmalschutzes und nicht zuletzt ein Finanzierungskonzept. Bevor es zu einer konkreten Nutzungsänderung kommt, kann eine Zeitspanne mit Erfahrungen mit dem leeren Raum und Reflexionen über diese Erfahrungen ein guter Ausgangspunkt sein.

Ein zweiter Schritt: Die freie Mitte – Kirche als Kommunikationsort

Ein immer wieder vorgebrachtes Argument für die Neuordnung von Kirchenräumen in den Jahrzehnten seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil lautet, der Priester und die Gemeinde sollten näher zueinanderkommen. Dies ist eine logische Konsequenz aus der kommunikativen Struktur der erneuerten, nun in den Landessprachen gefeierten Liturgie. Was in der Zeit der Liturgiereform freilich wenig Beachtung fand, ist die Eigengesetzlichkeit rituellen Handelns. Sie erfordert Nähe und Distanz zugleich und damit auch Freiräume, die in den Raumordnungen der nachkonziliaren Kirchenräume oft nicht oder nur in unzureichendem Maß gegeben sind. Solche Freiräume existieren in den klassischen Kirchenräumen, wobei diese oft zwischen Gemeinde- und Klerikerraum eine soziologische Trennung markieren. Anders dagegen verhält es sich im Chor zwischen den beiden Reihen des Chorgestühls: Hier ist der Freiraum in der Mitte zwischen den Reihen der Versammelten spiritueller Kommunikationsort beim alternierenden Gesang und zugleich Handlungsraum des liturgischen Geschehens. Diese historische Raumsituation inspirierte zunächst Gemeinden im angelsächsischen Bereich, ihre Kirchen in ähnlicher Weise einzurichten. In den 1990er Jahren befasste sich die damalige Arbeitsgruppe »Kirchliche Architektur und Sakrale Kunst« der Liturgiekommission der Deutschen Bischofskonferenz (AKASK) mit alternativen Kirchenraummodellen. Diese sollten dem Anliegen der Reform, tätige Teilnahme der Gemeinde zu ermöglichen, besser entsprechen als die herkömmlichen, nur unzureichend angepassten Kirchenräume. Dabei adaptierte die Arbeitsgruppe das angelsächsische Modell in einer Variante: Wie im Chor sollte die Mitte möglichst frei bleiben, wobei die beiden Pole Altar und Ambo an der Peripherie der Sitzanordnung dem Raum eine Spannung geben, die der Dynamik der liturgischen Handlung entspricht. Diese lässt sich mit einem monozentrischen Konzept wie das tridentinische, das ganz auf die durch den Priester vollzogene Wandlung der eucharistischen Gaben konzentriert war, nicht vereinbaren. Nicht der Altar bildet die Mitte in diesem Raumkonzept, »sondern die wechselseitige Begeg-

nung von Gott und Menschen durch Christus im Heiligen Geist. Mitte des Gottesdienstes ist also die heilige Handlung, der gnadenhafte Wesensaustausch

Nicht der Altar bildet die Mitte in diesem Raumkonzept, »sondern die wechselseitige Begegnung von Gott und Menschen durch Christus im Heiligen Geist«.

zwischen Gott und Mensch.«² Im Zuge der gemeinsamen Überlegungen entstand die Kirche St. Christophorus in Westerland auf Sylt. Sie wurde von dem Architekten Dieter Baumewerd, Mitglied der AKASK, erbaut. Zusammen mit dem Künstler Leo Zogmayer gestaltete er auch die Kirche St. Franziskus in Bonn als Communion-Raum.³ Die Erfahrung der freien Mitte könnte ein erster Schritt in Richtung einer Nutzungserweiterung von Kirchen sein, da hier Möglichkeiten der Interaktion gegeben sind, die herkömmliche Kirchenräume in der Regel nicht bieten können.

Ein dritter Schritt: Einladen

Die erste und größte nachreformatorische katholische Kirche in Stuttgart aus dem 19. Jahrhundert ist in den letzten Jahren unter dem Label »St. Maria als ...« bekannt geworden. Das Projekt begann mit einer zufälligen Begegnung eines Pastoralassistenten mit jungen Leuten vom Fach Architektur und Gestaltung des Vereins *StadtLücken*, die urbane Leerstellen mit neuem Leben füllen wollten. Dabei kam es zu einer Zusammenarbeit für eine zukunftssträchtige Lösung für die baufällige Marienkirche. In drei Phasen entwickelte sich das Projekt seit 2017: zunächst eine Pionierphase des charismatischen Aufbruchs, eine Übergangphase der kirchlichen Binnenkonflikte und schließlich eine Konsolidierungsphase mit einem Ideenwettbewerb zur baulichen Neugestaltung. Das Projekt begann konkret damit, dass man das Kirchenschiff leerräumte und unter dem Motto »Wir haben eine Kirche – habt ihr eine Idee?« Initiativen des Quartiers in die Kirche einlud. In seiner Monographie über diesen Prozess nennt Lukas Moser die Kirche eine »gebrauchte StadtLücke«⁴. Die klassische Trennung von Sakral und Profan wird hier auf ein Drittes hin überwunden, wie der Pastoraltheologe Christian Bauer bemerkt.⁵ Der Kirchenraum, bislang

2 Albert Gerhards (Hg.), In der Mitte der Versammlung. Liturgische Feierräume (Liturgie & Gemeinde. Impulse & Perspektiven 5), Trier 1999, 22 f; vgl. dazu insgesamt: Albert Gerhards/Thomas Sternberg/Walter Zahner (Hg.), Communion-Räume. Auf der Suche nach der angemessenen Raumgestalt katholischer Liturgie (Bild – Raum – Feier. Studien zu Kirche und Kunst 2), Regensburg 2003.

3 Vgl. Albert Gerhards, Raum geben, in: ders. /Stephan Winter (Hg.), In Church. Leo Zogmayer – Kunst für liturgische Räume, Regensburg 2020, 26–108, hier 50–54.

4 Lukas Moser, Wir haben eine Kirche, haben Sie eine Idee? Pastoralgeographische Erkundungen zur Transformation eines Stuttgarter Kirchenraumes (Praktische Theologie Heute 189), Stuttgart 2023, 243.

5 Vgl. Christian Bauer, Heiligkeit jenseits des Sakralen? St. Maria in Stuttgart – ein dritter Weg der Kirchennutzung, in: Liturgisches Jahrbuch 72(2022), 17–33; ders., Gott anderswo? – Zur

von der Gemeinde besetzt, wenngleich meist verschlossen, wurde so zur freien Mitte zwischenmenschlicher Interaktion.

Dies setzt allerdings eine »Ambiguitätstoleranz« voraus, d. h. die Fähigkeit, mit Mehrdeutigkeiten und Spannungen umgehen zu können. Man spricht hier von Hybridisierung, wobei damit keineswegs Beliebigkeit gemeint ist. Es geht um den »dritten Weg«, die Mischung von Sakralem und Profanem, ein Konzept, das in einen dritten Raum (thirdspace) mündet. Es handelt sich um das Einüben von Differenz und das Außerkräftsetzen von Dichotomien, durch das scheinbar Widersprüchliches zusammengebracht werden kann. Dabei wird nichts Neues hinzugefügt, sondern bekannte Verhältnisse werden neu betrachtet. Lukas Moser resümiert in Bezug auf die Marienkirche in Stuttgart:

»Ein solches Kirchenraumverständnis, das Differenz – die das Christentum überhaupt erst als ›ekklēsia‹ konstituierte – ins Zentrum der Betrachtung rückt, ermöglicht es ›Differenzen‹ inszenieren, zu verhandeln, einzuüben, anzunehmen oder auszuhalten. Der entstandene Weg des Hybriden beziehungsweise Dazwischen, der von Spannungsverhältnissen, Kompromissen und einer ›unaufdringlichen Antreffbarkeit‹ lebt, eröffnet in Bezug auf die besagte Hallenkirche neue Möglichkeiten von Kirchesein in der Stadt, ohne dabei einem Vereinnahmungsinteresse zu unterliegen. So wird nicht mehr allein die Liturgie, sondern der zur Verfügung gestellte Raum mit seinen freien Gestaltungsoptionen zum Entdeckungs- und Verwirklichungsinstrument jesuanischer Spuren. Öffnet man den eigenen Raum für die Raumdeutungen und Handlungen des Volkes Gottes, wandelt sich territoriales, machtmonopolistisches Ortsdenken in ein offenes und kreatives Raumdenken, das unbekannte oder vergessene Möglichkeiten des Evangeliums bereithält.«⁶

Das erfordert allerdings von allen Beteiligten Mut und Durchhaltevermögen. Manches hoffnungsvoll begonnene Projekt ist stecken geblieben oder gescheitert, etwa weil Initiativen nur halbherzig mitgetragen wurden und Haupt- oder Ehrenamtliche nicht die erforderliche Unterstützung erfuhren. Solche Erfahrungen dürfen aber nicht davon abhalten, es immer wieder neu zu versuchen. Es geht schließlich um die Zukunft nicht nur der Kirchengebäude, sondern auch einer von christlichem Geist inspirierten Gesellschaft.

Öffnet man den eigenen Raum für die Raumdeutungen und Handlungen des Volkes Gottes, wandelt sich territoriales, machtmonopolistisches Ortsdenken in ein offenes und kreatives Raumdenken.

theologischen Architektur des Wandels, in: Albert Gerhards (Hg.), Kirche im Wandel. Erfahrungen und Perspektiven (Sakralraumtransformationen 1), Stuttgart 2022, 19–32.

6 Moser 234 f.